

(Nachdruck verboten.)

62]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Da stand ein Tier, ein Reh, wenige Schritte von ihr; mit blanken Augen äugte es sie an. Sie starrte wieder. Nur durch den Weidenbusch waren sie voneinander getrennt.

Jetzt kam ein Junges gesprungen, ein hübsch geflecktes Kälbchen. Mine rührte sich. Die Rinde stieß einen warnenden, pfeifenden Laut aus, fort sprang das Junge, und die Alte setzte pfeilgeschwind hinterdrein, ihr Kind mit dem eigenen Leib gegen vermeintliche Gefahr deckend.

Mine stutzte. Sie faßte sich an die Stirn — ihr Gut war weg?! Wohin war denn der gekommen?! Nun besann sie sich.

Mit einem tiefen, zitternden Seufzer raffte sie den Gut vom nassen Gras. Dann hüllte sie Fridchen sorgfältig ins Tuch ein und bahnte sich einen Weg zurück zur Chaussee.

Mit tief gesenktem Kopf trottete sie dahin. Nur langsam kam sie vorwärts. Kurz vor der Stadt mußte sie einhalten, sie konnte nicht mehr. Sie war ganz schwach; seit der Bahnfahrt hatte sie nichts gegessen. Da fiel ihr der Kuchen der Mutter ein, sie zog ihn hervor, setzte sich auf einen Meilenstein, würgte das trodrene Gebäck herunter und gab auch Fridchen davon. Eigentlich quoll ihr jeder Bissen im Munde, aber mit dem geseuchteten Finger tupfte sie doch noch jeden Krumen auf.

Es war später Abend, als sie in Schwerin anlangte; geradenwegs ging sie auf den Bahnhof. „Trag's Mäd'el nur hin, wo de's hergeholt hast!“ — Ja, das wollte sie. Aber sie mußte warten, der Zug nach Berlin ging erst morgens um sechs.

Sie ließ dem Kind Milch geben, selbst genoß sie nichts, immer noch hatte sie den Geschmack des Kuchens auf der Zunge, und der machte ihr übel. Im Wartesaal vierter Klasse saß sie in einer Ecke der Holzbank die ganze lange Nacht und brütete vor sich hin, Fridchen schlief fest an ihrer Brust.

So kam der Morgen. —

Mine saß wieder in der Eisenbahn und fuhr nach Berlin zurück. Ein schöner Morgen war's, wie gestern auch, hell, strahlend, freundlich. Wieder waren da Leute, die mit ihr ein Gespräch anfangen wollten, aber sie gab keine Antwort. Sie sah auch nicht auf Fridchen. Stier blickte sie zum Fenster hinaus und preßte die Lippen fest zusammen. Keiner sollte sie stören. Sie versenkte sich ganz in das, was sie tun mußte.

Unabänderlich stand jetzt ein Entschluß in ihr fest — in der langen, bangen, durchwachten Nacht war er ihr gekommen — sie hatte ihn wie eine Hoffnung begrüßt und sich daran geklammert mit allen Sinnen.

Kam es nicht in Berlin oft genug vor, daß Kinder ausgehört wurden, noch viel kleinere als Fridchen? Und diese Kinder wurden aufgenommen und versorgt: nein, denen geschah kein Leid! Da gingen viel zu viel Menschen vorüber, so ein Kleines kam nicht am Wege um. Und so ein hübsches Kind wie die Fridchen, nach dem würden alle sehen. — — —

Es war Vormittag, als Mine in Berlin eintraf. Die Gemeindefschule in der Pallaststraße war gerade aus, als sie hinterm Botanischen Garten anlangte. Sie war eilig hierher gelaufen; hier wußte sie so ein passendes Plätzchen, an dem sie oft mit den Müldnerschen Kindern gesehnen. Bausteine lagen da, und die alten Bäume des Gartens schatteten über die Mauer.

Die Elsholzhstraße war so fein und ruhig, es rollten nicht viel Wagen, ein Kind kam nicht leicht in die Gefahr, überfahren zu werden. Lauter hübsche Häuser; ruhige, feine Leute wohnten darin, bei denen es ein Kind wohl gut haben würde. Der Botanische Garten hauchte gesunden Duft aus nach Erde und Grün, dieser Duft würde Fridchens Wächchen schon röten.

Hier gesiel es Mine. Sie setzte sich mit Fridchen nieder. Lustige Kinder spielten in der Nähe, hatten kleine Gruben in den ungepflasterten Boden gemacht und ließen Mürmeln hineinrollen; wie Schwalbengezwitscher schwirrten ihre Stimmen durcheinander.

Mine sah ihnen eine Weise zu. Dann setzte sie ihre Kleine auf den sonnenbeschienenen Boden, zwischen die Steine, daß sie nicht umfallen konnte, steckte ihr die Stuchenschnecke ins Händchen, die sie von den letzten Pfennigen gekauft, zog ihr sorglich den Mantel über die Beinchen, küßte sie auf die Stirn, sah sich scheu um und stahl sich dann fort.

Das kleine, geduldige Ding im schottischen Mäntelchen und der roten Ohrenmütze saß, stumm und steif wie eine Puppe, in der Sonne. — — —

Und Mine rannte in die Straßen hinein, wie gepeitscht. Vor ihren Augen schwankte alles, ein fortwährendes Brausen und Summen war in ihren Ohren. Weite Strecken durchmaß sie, ruhelos umhergetrieben in einer furchtbaren Aufregung.

Ob Fridchen schon gefunden war?!

Ach Gott, sie war ja eben erst von ihr weggegangen.

Und sie rannte weiter, immer weiter.

Ein Uhr! Zwei Uhr! Jetzt liefen die Kinder, die nach der Gemeindefschule mußten, wohl wieder dort vorbei. Damen fahrten von ihren Spaziergängen heim, und die Herren kamen aus den Bureaus zum Mittagessen; Fräuleins mit ihren Pflegebefohlenen verließen jetzt den Botanischen Garten. Alle wanderten dort vorbei; alle mußten Fridchen gesehen haben!

Ob sie weinte? Ach, jetzt würde sie wohl weinen, aber bald würde sie lachen. Ihre Mutter hatte doch gut für sie gesorgt. Wenn sie erst im feinen Kleidchen, satt und vergnügt, auf der Straße an der Mutter vorbeispazierte, würde sie es schon einsehen. Vieber Gott, das Kind würde seine Mutter ja gar nicht kennen — wie sollte es auch?! Und Mine fühlte einen Stich im Herzen.

Weit weglaufen, nur voran! — — —

Ob Fridchen jetzt auch wirklich nicht mehr da saß?! So lange würde sie doch nicht haben warten müssen?! Die Zeit verging Mine nicht, jede Minute wurde ihr zu einer Ewigkeit. So oft sie auch nach den Uhren in den Schaufenstern sah, die Zeiger rückten kaum vor.

Wenn's doch schon später wäre! Aber warum denn so unruhig sein? Fridchen war ja längst aufgefunden, längst! Eine feine Dame war gekommen, eine Dame, die selber keine Kinder hatte; die hatte Fridchen aufgehoben, nahm sie an an Kindes Statt! — — — Ein eifersüchtiger Schmerz durchzuckte Mine dabei — die würde nun Fridchens erstes „Mama“ hören!

Sie war wie ausgetauscht, nicht mehr die nüchterne Mine; sie träumte sich hinein in ein Märchenglück für ihr Kind. Sie phantasierte.

Unruhig flackerten ihre Wlde. Wie sie so mit bernachlässigter Kleidung, todesbleich, durch die Straßen lief, faßte sie mancher Polizist scharf ins Auge. Leute drehten sich nach ihr um.

Jetzt war sie im Tiergarten. Da gingen gepuderte Kinder mit ihren Wärterinnen, es spielten auch Buben und Mädchen auf dem großen Sandhaufen. Sie stellte sich dazu. Ein kleines Mädchen mit kurzen Strümpfen an den drallen Wädchen, mit wehenden Locken um das rosige Gesicht, lief gegen sie an. Ach, so sah auch Fridchen aus! Mine konnte nicht an sich halten, rasch blickte sie sich und faßte nach dem Kind; es schrie erschrocken und lief fort, und die Wärterin sah böse nach Mine hin.

Da floh sie. Immer tiefer ins Gebüsch, immer weiter ab von der Straße. Und doch hörte sie Kinderweinen, immerfort — immerfort.

Ihr überreiztes Ohr hörte hinter allen Bäumen, allen Häusern, allen Straßen, das Weinen ihres Kindes. — — — Da saß das arme verlassene Wurm auf dem öden Platz; auf sein schottisches Mäntelchen schien nicht mehr die Sonne, die hatte sich verkrochen; es war kühl. Wenn es sich erkältete, krank wurde?! Ach, nur die Mutter versteht, zu tragen, zu wiegen, zu trösten! Bei ihr nur wird es gesund, bei ihr nur kann es nicht sterben!

Eine furchtbare Angst ergriff Mine. Schweiß trat auf ihre Stirn. Die Knie drohten unter ihr zu brechen, sie mußte sich auf eine Bank setzen.

Sie hielt sich die Ohren zu. Jetzt hörte sie das Weinen nicht mehr — war es tot?!

Ach, ihr war so angst, so angst, als hätte sie jemanden erschlagen.

Schon sprang sie wieder auf. Wohin —?! Spaziergänger schalteten hinter ihr drein, Pferdebahnkutscher schrien sie an, ein Schutzmann griff nach ihrem Arm. Sie riß sich los; sie, die sonst gezögert, den Strafendam zu überschreiten, raunte jetzt quer über die Schienen weg, dicht vor den Wagen. So erschöpft sie war, sie konnte doch noch rasch laufen. Sehr rasch. Schon kam sie über den Platz mit der katholischen Kirche — jetzt an der Gemeindefchule vorbei — jetzt tauchten die Büffel des Botanischen Gartens auf. Das Grün rauschte und winkte.

Sie selbst wußte nicht, wie sie sich hierher gefunden, durch unbekannte Straßen, so weit, weit her.

In die Elsholzstraße einzubiegen, traute sie sich nicht; nur von ferne wollte sie lauschen.

An der Ecke, hinter der Mauer blieb sie stehen. Horch, war das nicht ein Stimmchen?! Sie lauschte mit aller Anstrengung, die Faust gegen das Herz gestemmt; es klopfte so.

Nichts! Das Stimmchen übertönt vom Rollen ferner Wagen, vom dumpfsummenden und doch die ganze Luft durchbrausenden Atem der großen Stadt.

Sie mußte näher gehen, nur einen Schritt! Nur einen Blick hinwerfen, ob Fridchen noch da saß!

Der Atem flog ihr; noch nie hatte sie so gezittert, noch nie einen solchen Schmerz gefühlt. Sie stieß einen gepreßten Schrei aus — — — da — — — — — da!

Halb irrsinnig vor Freude stürzte sie näher. Da saß Fridchen im schottischen Mäntelchen zwischen den Steinen!

Und als das Kind sie sah, verklärte sich sein müdes Gesichtchen; es streckte verlangend die Armechen aus und lachte verständlich, zum ersten Mal: „Mam—ma!“

Die Tränen gossen ihr aus den Augen, sie glaubte vergehen zu müssen vor Glück. Es sprach! Es sagte: „Mama!“ Ihr Fridchen, ihr liebes Fridchen!

Wie ein Wunder starrte sie das kleine Geschöpf an. Dann stürzte sie bei ihm nieder, riß es an die Brust und erstickte es fast mit glühenden Küssen. Sie schluchzte herzbrechend.

Nun fanden sich gleich Menschen dazu, viele, die vorher an der Kleinen, stummen Kindergestalt achtlos vorübergegangen waren. Wie schon einmal auf der Straße, sah sich Mine als Mittelpunkt einer gaffenden, mitleidig neugierigen Menge.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In sibirischer Wildnis.

Mit einem verbannten jungen Nihilisten, der mir versprochen hatte, auf dem Zuge ins unbewohnte, unbekannte Innere des Landes mein Begleiter zu sein, ging ich in Tomsk, Sibiriens Hauptstadt, die Straßen entlang.

Es war Ende Juni, und das Wetter war, wie immer zu dieser Jahreszeit in Sibirien, strahlend schön.

Vor uns tauchte ein Polizeileutnant auf und versperrt uns mit breiten Gebärden den Weg.

„Wo wollt Ihr hin?“
„Wir wollen hinunter zum Flusse Tom und uns ein Boot anschaffen.“

„Was will so ein Paar Subjekte in Sportkleidern mit dem Boot?“

„Auf dem Wasser fahren! Uebrigens verbitten wir uns die Benennung Subjekte.“

„Habt Ihr Pässe?“
„Ja, daheim.“

„Kommt mit zur Wache! . . .“
„Dazu haben wir keine Zeit und keine Lust.“

Aber der Leutnant pff, ein Gendarm kam herbei und wir waren gezwungen, mitzugehen.

Auf der Polizeistation wurden wir vor den Pristow (Polizeimeister) gebracht. Er saß in einem breiten Stuhl, die Beine ausgestreckt, und war sehr grimmig. Als er hörte, daß ich Journalist war, schrie er: „Zum Teufel mit den Journalisten; sie sollten gehängt werden alle zusammen! So „Du“ bist Journalist. Marsch — ins Loch mit ihr!“

Keinerlei Legitimationspapiere konnten mir helfen: meine Pressekarte wirkte sogar derart auf ihn, daß er in die Höhe sprang und dabei Tisch und Stuhl umriß. In der Verwirrung, die entstand, glückte es meinem Kameraden, sich nach der Tür zu schleichen und zu entkommen.

Auf mich aber warfen sich zwei dienstfeilige, handfeste Gen-

darmen und schleppten mich, nachdem sie meine Taschen umgekehrt und mir Papiere und Geld abgenommen hatten, ins Arrestlokal, eine unbeschreiblich schmutzig finstere Höhle unter der Erde.

Von der verpesteten Luft, die die Höhle erfüllte, wurde ich augenblicklich ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in den Händen einiger veröffener unglücklicher Gefangenen, die fluchten und rasten. Meine Situation war unansprechlich, unbeschreiblich qualvoll. Auf einem Fußboden liegend, der von Menschenabgang bedeckt war, schmachtete ich den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht. Die ganze Zeit über wurden nach und nach immer mehr Arrestanten zu uns hineingestoßen, bis keiner mehr Raum finden konnte. Fast alle wurden von dem Arrestverwalter fürchterlich mißhandelt. Er trat auf sie, überhäufte sie mit Schlägen seiner schweren Schlüssel, so daß Mengen von Blut auf den Kleidern und unbedeckten Körperteilen der Opfer zum Vorschein kamen. — Vor kurzem erst hatten sie im Arrestlokal eines der Opfer erschlagen: es war ein schöner junger Mann namens Fiodor, von Beruf Präparator von Tieren und Vögeln. Die Arrestverwalter hatten ihn mit ihren eisenbeschlagenen Stiefeln so lange getreten, bis sein Zammern verstummte. Dann schleppten sie ihn nach dem Hospital, wo er starb.

Die Erleichterung und Freude, die ich fühlte, als ich am nächsten Morgen freigelassen wurde und aus dieser fürchterlichen Höhle hinaus in die warme, sonnenfrohe herrliche Natur, war tiefbeglückend. Mein Kamerad hatte dem Stadtprokurator meine Verhaftung gemeldet, und dieser hatte meine Freilassung veranlaßt.

Wenige Tage, nachdem ich jene Polizeiturm ausgestanden hatte, begann ich mit meinem Kameraden von Tomsk aus die Expedition. Es war ein leichtes, flachieliges Boot, das wir erworben hatten, mit einem Oberbau in der Mitte und mit Segeln und Rudern versehen.

Nach siebenstündiger Fahrt auf dem Tomfluß kamen wir in den großen breiten Ob, dessen Laufe wir zwanzig Tage lang folgten, bis wir den Nebenfluß Kiew erreichten, der von Osten kommt; er entspringt in der Gegend der Tasbucht, zwischen der Ob- und Jenisseibucht.

Wir fuhren nun den Kiewfluß hinauf. Während wir auf dem Ob mehrere große Tauschhändlerprahme angetroffen hatten, beladen mit Häuten und Dainen, Federn, Butter, Stör, Kaviar usw., was die unternehmenden Agenten alles für Garn und Nadeln, Branntwein, Tabak, Töpfe usw. von den Eingeborenen eingetauscht hatten, und an vielen sowohl russischen wie ostjakischen und mogulischen Dörfern vorbeigekommen waren, wurde nun unsere Umgebung mehr und mehr öde.

An der Mündung des Kiew waren wir an Land gegangen und hatten dort eine Anzahl von Ostjaken bewohnter Blockhütten gefunden. Zwei Tagereisen den Fluß aufwärts, zogen wir unser Boot wieder ans Ufer, um eine Rekonnozierungs-tour in die Landschaft zu unternehmen. Sie war flach, hatte üppigen Graswuchs und war reich an kleinen tiefen, blanken Seen, auf denen zahlreiche Enten und Schwäne herumschwammen. Während des Streifzuges stiegen wir auf eine Herde kleingewachsenen Hornviehs ohne Hirten; nirgendwo entdeckten wir eine Spur menschlicher Wohnungen. Das Vieh, vollständig seiner eigenen Fürsorge überlassen, entfernt sich zur Sommerzeit wahrscheinlich sehr weit von den Wohnstätten, während das Interesse der Eingeborenen sich auf die Fischerei im Flusse Ob konzentriert. Viele der Tiere fallen den Wölfen und Bären zur Beute, aber eine Kuh hat in diesen Gegenden auch nur einen Wert von 15 bis 20 R.

Je weiter wir den Fluß hinauf kamen, um so feierlicher, einsamer und unberührter entfaltete die Landschaft sich vor unseren Augen. Die weiten Ebenen mit dem hohen grünen Gras und den tiefen stillen Seen voll des reichsten Vogel- und Tierlebens wurden abgelöst durch schattige Laubwälder, und darauf folgten Nadelwälder. Mächtige Zedernbäume erhoben sich hoch und stolz in die blaue Luft und spiegelten ihre majestätischen Kronen in den tiefen Wassern des Flusses.

Wir waren an Land gestiegen. In die höchsten Zedernbäume kletterten wir hinauf, selbst in die höchsten, schwindelnden Höhen der Kronen, von wo aus das Auge eine bezaubernde Aussicht genoß: über den Fluß, der sich wie eine weiße Schnur in zahlreichen Windungen dahinzog, der bald verschwand, bald wieder zum Vorschein kam, über Inseln mit Gainen, umkränzt von grünen Moorsflächen, in denen hier und da lächelnde Landseen hervorblühten. An den Flußufern entdeckten wir im weichen Sande tiefe Spuren von Bären; die Bege schwimmen hier von dem einen zum andern Ufer und man sieht im Sande breite Furchen von dem Wasser, das aus ihren zottigen Pelzen rann. Und vom Boot aus sehen wir nicht selten, wie schwarzhaarige Fischottern über die Sandbänke trippeln oder wie ihre beweglichen Schnauzen an der Wasseroberfläche erscheinen.

Wir waren elf Tage lang den Kiew hinaufgerudert, als wir unerwartet an jedem weiteren Vorwärtskommen mit dem Boot verhindert wurden durch eine Masse von Treibholz, das sich im Laufe der Zeiten zusammengehäuft hatte und nun zwischen den beiden Ufern eine kompakte Brücke von mehreren hundert Metern Breite bildete.

Aber wir hatten ein kleines Kanoe mit, das wir mit Probiant und mit Munition für unsere Gewehre versehen und über Land zogen, bis wir an den Hindernissen vorbei waren, um so, das große Boot zurücklassend, unsere Fahrt fortzusetzen.

Drei Tage lang ruderten wir in dem Kanoe den einsamen unbekanntem Fluß weiter hinauf. Dann zogen wir das Kanoe an Land und schlügen im Schatten eines Fichtenwaldes unser Lager auf. Wir beschloßen, eine Hütte zu errichten und machten uns auch sofort an die Arbeit. Nach Verlauf zweier Tage war sie fertig und wir wollten uns nun für den Rest des Sommers zur Ruhe setzen, um die Natur und ihre heilige, wilde Schönheit zu genießen. Es wurde ein im höchsten Grade schöner und erquickender Aufenthalt. Wir durchstreiften die von Menschen ganz unberührten Gegend und fanden sie voll von gackernden Wirschwünnern und Schneehühnern, flötenden Haselhühnern und knurrenden Schnepfen. Auf den Mooren zwischen den mit Fledern bewachsenen „Holmen“ streifte auf seinen leichten, beweglichen Füßen das Glemtier umher, und jeden Morgen, wenn vor unserer Hütte in dem Topfe über dem Feuer die Vogelsuppe dampfte, hatten wir Besuch von einem kleinen allerliebsten Wären, der begehrtlich den angenehmen Essensdampf einsof. Auf unseren Streifzügen entdeckten wir kleine Landseen. Einer davon lag nur 1 Kilometer vom Lager entfernt; wir brachten unser Kanoe dorthin und legten unser Netz aus. Als wir es ein paar Stunden später aufzogen, war es voll von ungewöhnlich großen, aber mageren Starauschern; ich war geneigt zu glauben, daß die Ursache ihrer Magerkeit darin lag, daß der See von Fischen überfüllt war, so daß sie Mangel an Nahrung hatten.

Herrliches Wetter hatten wir tagaus tagein, immer hohen Himmel, immer wärmende klare Sonne. Göttlich schön floß uns die Zeit dahin in dieser entzückenden Gegend.

So kam der Herbst und damit ein Umschlag in der Witterung, der mit zwei Tagen Sturm und Regen einsetzte. Die Fruchtzapfen raffelten herunter von den Ledernbäumen und bedeckten die Erde mit einer ganzen Schicht. Wir machten uns daran, von all diesem Reichtum einzusammeln, der von den Bäumen herabgefallen war, trugen die Zapfen hinein in Säden, die wir aus Leinwand zusammengehäht hatten, machten uns mit Hilfe unserer Art eine primitive Maschine mit Zahnrad und zerquetschten damit die Zapfen.

Die Nüsse reinigten wir von den Hülsen in einer Siebmühle, die wir zwischen zwei Baumstämmen aufhängten und sie hin und hergeschüttelten. Mein Kamerad war ein vortrefflicher Tischler. Die Nüsse sammelten wir haufenweise. So vergingen einige Tage. Und nun war es Zeit geworden, an die Rückreise zu denken und aufzubrechen.

Wir zimmerten von umgestürzten Stämmen ein Floß, verladen unsere Nüsse darauf, samt dem Kanoe und den Fellen der geschossenen Tiere: drei Zobeln, einem Glemtier, 150 Eichhörnchen, einem Wären, zwei Ottern und drei Hasen. So stakten wir uns fort mit dem Strom.

Es war eine feine Lage Schnee gefallen in der Nacht vor der Abreise, die am 20. August bei Sonnenaufgang in stillem Wetter und bei drei Grad Kälte erfolgte. In den noch laubreichen Weiden, die am Ufer wuchsen, saßen Haselhühner und pffsen: Pi, pi, pii! Sie hatten keine Furcht vor dem leicht treibenden Floß, das unter dem scheddigen Herbstlaub über das ruhige Wasser dahinglitt.

Am Abend des anderen Tages erreichten wir den von der Natur gebildeten Holzdam. Hier belamen wir viel Arbeit, die Nüsse und die Jagdbeute nach unserem zurückgelassenen Boot zu schleppen, das wir, wo wir es verläßt hatten, in gutem Zustande wiederfanden; es war nur etwas Wasser eingedrungen.

Als wir alles an Bord gebracht, das Wasser aus dem Boot geschöpft und das Kanoe angebunden hatten, setzten wir die Fahrt fort nach bewohnten Gegenden. Das Boot war sehr schwer belastet, und wir zwei vertrauten Kameraden, die einander innerlich lieb gewonnen hatten, waren bei bester Stimmung, wozu auch der merkwürdige Reichtum beitrug, zu dem wir gekommen waren, ohne daß wir von Anfang an auch nur im geringsten daran gedacht hatten, wirtschaftliche Ausbeute auf unserer Tour zu suchen.

Als wir nach zehntägiger Fahrt die Mündung des Kiew erreichten, war sie mit Eis bedeckt; es hatte in der letzten Nacht stark gefroren, und es glückte uns nur mit größter Schwierigkeit zu passieren und uns den Weg in den breiten und stromreichen Ob zu bahnen.

Als wir zwei Tage den Ob hinaufgerudert waren, näherten wir uns einem ostjakischen Dorfe und erblickten zu unserer Freude auch ein Dampfschiff, das wir anriefen.

Nur darauf waren wir an Bord des Schiffes, das Passagiere von Tomsk nach Tjumen führte; es war der letzte Dampfer, der in diesem Jahre noch vor der Vereisung fuhr. Unser Boot wurde ins Schlepptau genommen.

Nach Verlauf von vier Tagen waren wir in Tjumen. Dort verkauften wir die Nüsse für 330 R.

Diese Expedition war die interessanteste, die ich während meiner zehnjährigen Reisen in Nordasien unternommen habe.

Sigurd D. Paterson.

Neue Erzählungsliteratur.

(Erläut.)

Hermann Hesse: „Nachbarn“, Erzählungen. (Verlag C. Fischer, Berlin.)

Auch hier gibt es keine aufregenden Geschehnisse, es wird gemütlich geplaudert, ein verber Spaß fährt drein, und die Milde des Verstehens breitet sich über die schrullenhafte, komische, traurige und

schöne Welt des Krämerstädtchens Gerbersau. Ja, diesmal ist Herrmann Hesse aus seiner Ländlichkeit bis an die Tore des Kleinstädtchens gezogen und guckt bei Nachbarn von Dingsda durch die kleinen Fensterchen ihrer friedlichen, oft auch sorgenbeschwertem Häuser. Nach der Letztire von Finkle empfindet man Hesses wieder männliche Art kerniger, viel weniger pastoral, seinen Stil kraftvoller, bei aller Frömmigkeit des Gemüts heidnischer. Ein Unterschied zwischen Finkle und Hesse wie etwa zwischen Geyners „Schäferidyllen“ und Goethes ländlichem Gedicht „Hermann und Dorothea“. Von seltsamen Käuzen wird berichtet, sie sind alle ein wenig von Wehmut unwittert, aber auch ein guter, ein fremdlicher Humor schafft da seine wunderlichen Streiche. Traumpinner und Fabulierer, Vagabunden und Strolche, liebe Duzendieleschen und Eigengänger marschieren auf, alle verwachsen und verwurzelt mit ihrer kleinbürgerlichen Heimaterde. Die Gottesnähe der Kinderherzen wird gezeigt und alles fügt sich zur sonnebeglänzten Poesie des Westkalbens. „In der alten Sonne“, die Geschichte alter quersüßiger Armenhäusler, ein Bild von Liebermann. Ganz köstlich aber die vortrefflich lehrreiche Geschichte vom ästhetischen Dichteringling „Karl Eugen Eiselein“, ein Stück Satire und ein Stück dichterisches Glaubensbekenntnis zugleich. Und wieder als leuchtender Punkt inmitten der Ironie die Mutter, die tüchtige Frau. Herrmann Hesse ist nicht umsonst bei Gottfried Keller in die Schule gegangen; Frau Regula Amrain, diese wundervolle Wiedergeburt der lebensklugen, frohgemuten, starken, urwüchsigen Frau Uja ist nicht nur für ihren „Jüngling“, sondern auch für alle die jungen Nachfolger ihres Dichters ein geliebtes Vorbild geworden. Bei dieser Nachfolgschaft, die sich zu den biedermeternenden Diminutivbüchern und Grasanbetern verwandelte, und zur Hälfte leider nur Formspielerei und Gemütschwindel betreibt, muß immer wieder das geistige spezifische Uebergewicht der bukolischen Kleinkunst von Herrmann Hesse konstatiert werden.

Rud. Hans Varsch: „Die Haindlinder“. (Verlag S. Staatmann, Leipzig.) Dieser junge Oesterreicher schließt sich stilistisch eigentlich an die Gruppe der schwäbischen Heimatdichter an. Aber in seine Handschrift ist schon eine gewisse Erregung gekommen. Er geht nicht mit der weichen Verkommenheit im Sonnenschein dahin, er trägt ein Stück Patriotismus auf den Schultern mit. Mit allen Fasern drängt es auch ihn an die Brust der Natur, er träumt von blühenden Feldern, von grünen Wiesen, von Waldberunkenheit und weiche hohle Lieder auf die stille Ländlichkeit zu singen, aber noch ein anderes Lied drängt sich hervor: Oesterreich, du großes, starkes... Wie schon des Autors Erstlingswerk „Zwölf aus der Steiermark“ durchzieht auch dieses Buch vom alten Haindl und seinen drei Buben der alldeutsche Gedanke. Aber der Unterton des Romans stört uns nicht das Behagen an der wohlgerateten Schilderung des typischen Alt-Oesterreichers, des Vaters Haindl, dem der „Preuß“ sein sang- und klangvolles, sein heiteres, tanzendes, grünes Bienen auf die Seite gedrängt hat, und der mit seinen Kindern nur in trugiger Nationalität und fester Tradition eine Altwiener Familie bilden will zur Verschönerung und Erbauung eines unwürdigen neuen besiegten Geschlechts. Ein Gemälde alter Bürgerlichkeit mit fatten Farben rollt sich auf. Die drei Sprossen des retrospektiven Alten personifizieren freilich gegen seinen Willen das junge Oesterreich. Der eine, der Lebhaundl, ein zugreisender Genüßling, der zweite, der Geisthaundl, ein philosophischer Sinnierer mit der schauenden Ruhe, der dritte, der Kampfhaundl, ein bider waderer Mann, der das „Urdeutsche“ sucht. Und über alle drei kommt das Schicksal durch das Weib. Schade, daß am Ende der Geschichte die Romanhaftigkeit mit dem Verfasser durchgeht. Auch er ist in dem politisch gefärbten Buche ein „Mutterdichter“ und ein Dichter des „Vaterhauses“, das ihm der klare Quell aller Freuden bedeutet. Mit der Scholle, dem Stück Grund und Boden, das man dem Armen gibt zur eigenen Hütte, will sich für Varsch auch die Arbeiterfrage lösen. Dieser Schrei nach einem Stück Eigenland, nach einem Stück Grün, nach Garten und Heimathaus für die Arbeitenden tönt am stärksten in der bunten Geschichte, die die starke Dichterpersönlichkeit ihres Verfassers so charakteristisch hervortreten läßt.

Hermann Heijermans: „Berliner Skizzenbuch“. (Verlag Voll u. Pöschel, Berlin.) Wir treten hinaus aus der Sphäre der sanften Beschaulichkeit der altbaterischen Naturgenießer und der Anstößer kleinen Schollenglücks. Durch die Skizzen Heijermans fährt ein sozialer Wind. Auch er, ein aufmerksamer Beobachter des Lebens, aber er hat keine harmonisch beruhigenden Brillengläser vor den Augen, er hat das Glas des Inzuffriedenen. Das Feld seiner Ausbeute ist kein frommes Wiesenland, kein liebliches Hausgewinkel, es ist die Großstadt Berlin. In seiner Kunst brennt nicht das stille Feuer der traulichen Herdflamme, hier zuden rote Lichter und beleuchten grell die soziale Not. Die Erzählungen, manchmal allerdings auch von ironischem Humor, zeigen des Autors scharfe Beobachtung von Menschen und Dingen, zeigen eine einprägsame Gestaltungskraft und den brisanten Drang aller seiner Werke, den Zusammenhängen nachzuspüren, die Glück und Leid, Schuld und Verbrechen, Armut und Glend, Charakter und Physiognomie der Menschheit bestimmen. Unter der Rubrik „Eindrücke“ gibt Heijermans dann Augenblicksbildchen vom Dämon Berlin, seinem geschminkten Laster, seinen Entertien, vom Bouillonteller, vom Blendwerk des Theaters, vom Arbeitshaus und vom Agh der Obdachlosen. Ein Ausländer zeigt den Deutschen ihr Berlin ohne

Netische, und aus der Mosaik der kleinen Anzeichnungen, anregend und lebendig mitgeteilt, setzt sich eine mahnungsvolle Psychologie der Großstadt zusammen.

Johannes V. Jensen: „Die Neue Welt“. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Man könnte sagen, daß dieser Scandinavier mit der vom Amerikanismus befeuerten Wüdingergewalt seines Motorstils die Physiologie der Großstadt gibt. Wieder ist es der gesunde, der Kräfte treibende Organismus Amerikas, der in diesen begeisterten Essays behungen wird. Johannes V. Jensen ist der Verkünder und Herrlicher der modernen Renaissance, die für ihn in der unklassischen, der unhistorischen, der neuen Welt U. S. A. auferblüht. Und New York, die athletische Stadt der Arbeit, die Stadt der Maschinen mit ihrer ewigen Bewegung, ihren produktiven Kräften betet er an. Die moderne Renaissance beruht für ihn nicht auf einer Idee, auf dem Geistigen, das Literarische und Aesthetische ist für ihn nur verkleidete Reaktion. Die Geburt einer neuen Kultur fingen ihm die Maschinen. Er preist jede Form, durch die das Leben seinen Willen äußert, das große drehende Eisenrad aber ist ihm der stärkste Ausdruck eines produktiven Willens. Verse aus Eisen, Reime aus Stahl und Stein, Rhythmen, die zum Himmel steigen — das ist die Poesie Amerikas. Als Verkünder der europäischen Kultur, die in etwas so übermenschlich Vornehmen besteht wie mit der Gabel zu essen, an Abstraktionen zu fauen und die „Kornarten nicht unterscheiden zu können“, ist für ihn der primitive Mensch natürlich von einer Glorie umstrahlt, und in der Bauernkultur wurzelt für ihn das aufsteigende Leben. Dithyrambisch ruft er deshalb Björnson, der Bauernblut in den Adern hat, als den Repräsentanten Nordwegens aus, wie ihm Roosevelt der Repräsentant Amerikas bedeutet, des Landes, in dem man nicht schwagt, sondern handelt. Und über Frank Norris, dem Dichter des Enos des Weizens, bringt er eine durchbringende flammende bewundernde Abhandlung. Jensen ist der starkgeistige Gegentyp der Dekadenz, ein neuer Dichter des Lebens, der die Arbeit, die Maschinen und alles, was dem Leben in produktiver Weise dient, dichterisch verkörpert. Ein eminenten Künstler des Ausdrucks mit einem Stil, der elektrifiziert und im atemraubenden Tempo daherstürmt.

emil lucka: „Folde Weißhand“. (Verlag S. Fischer, Berlin.) Man braucht wahrlich gar nicht einmal, wie ich, kurz vorher ein Buch des Utilitätsfanatiklers Joh. V. Jensen in der Hand gehabt zu haben, diesem enthusiastischen Entdecker der Schönheit des Nüchternen, um das Unnütze, das Ueberflüssige eines Buches, wie das vorliegende, zu empfinden. Selbstverständlich können auch die schwindstüchtigen Aestheten- und Besonderheitsbücher trotz ihrer Mummienhaftigkeit künstlerische Qualitäten aufweisen. Leider ist das aber bei dem lebensfremden Produkt des Herrn emil lucka, wie sich der Autor im Stil seines Romans „aus alter Zeit“ schreibt, ganz und gar nicht der Fall. Ich habe kein anderes Urteil darüber, als daß sich der Autor an der herrlichsten Liebesfuge „Kristan und Folde“ sträflich vergangen hat. Das hohe Lied der Liebe, jener Liebe, die Tod und Verklärung ist, hat verschiedene neuzeitliche Bearbeitungen erfahren. Meist kamen stillstehende Kunststücken dabei heraus, die sterbensselige Tragik des Stoffes vermochte keiner zu erschöpfen. Richard Wagner hatte die Macht der Töne, Offenbarerin der schmerzvollen und wonnevollen Liebe wurde die Musik. Herr emil lucka aber hat nichts als seine gequälte, verlegene Literatensprache, die weder überzeugt noch führt, noch die ergreifende Mythe lebendig macht. Wie Kristans Seele am Betrug seines Oheims Marke und an seiner sehrenden Liebe zu Folde Blondhaar gleicherweise leidet, um die Qual seines Vergens zu stillen, sich Folde Weißhand vermählt und nun doppelt elend ist, weil er durch diese Ehe auch die geliebte Einzige betrügt — das hat emil lucka in einer unsagbar trivialen Weise wiedergefakt. Die Begebenheiten stimmen, aber der leucide Reiz der Ursache, ihr zitterndes Weh, ihre Erschütterung, die Größe ihrer Tragik ging rettungslos unter in Platttheit und Manieriertheit. Kristan, der kranke, traurige Held, ist in Ludas Behandlung ein trister Schwächling, ein Zammerlappen, und Folde, die Blonde, ein Schemen, ein Schatten nur. Ich vermute, daß es dem Verfasser daran lag, einmal gegen das glänzende Bild der blonden Folde, das Bild der braunen Folde, Folde's Weißhand, im strahlenden Licht erscheinen zu lassen. Folde Weißhand als Pflegerin, als demütig Liebende, als Opferfreudige, als minnige Weib in Treue und hausfraulichen Tüchten . . . Jedemoch — mußte das sein? Und ist doch alles Mache geworden. Darf ein Künstler von Geschmack, eine Szene wie die, wo der sinnigerige Marke vor Folde's Kammertür winselt, hinschreiben? Das könnte auch in einem Destillatkapitel der Naturalisten stehen.

J. V.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Erforschung der slawischen Sprachen. Die gegenwärtigen politischen Vorgänge auf dem Balkan verleihen dem Massen- und Sprachenproblem der slawischen Völker eine erhöhte Bedeutung und haben Dr. Marchand Veranlassung gegeben über den Zusammen-

hang zwischen den slawischen Rassen und ihren Mundarten vor der englisch-russischen literarischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Der Rasse nach scheiden sich die Slawen in zwei große Gruppen, eine östliche, zu der die Russen mit ihren Untergruppen, den Bulgaren und Serbo-Kroaten, gehören, und eine westliche, in der die Polen, Tschechen, Mähren und die Wenden zusammengefaßt sind. Nach Marchands Meinung ist die häufig angenommene Ansicht, daß das sog. Paleoslavische (Altslawische) die Mutterprache aller anderen Mundarten jener Völkerschaften sei, unrichtig. Gleichwohl besteht eine gewisse, aber immerhin nur innerhalb bestimmter Grenzen vorhandene Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Einzelmundarten. Ein russischer Schullnabe wird in Warschau oder Prag gewisse Dinge wie Firmenschilder, sofern er deren Buchstaben überhaupt lesen kann, sowie auch Straßenschilder, Reklamen und auch manche Bruchstücke aus Gesprächen verstehen können. Die Tschechen sind bisweilen in dem Maße zu verstehen, nicht aber vermögen umgekehrt die Russen die tschechische Sprache zu verstehen. Jedenfalls ist es unzutreffend, wenn russische Studenten glauben, daß sie ohne weiteres jede andere slawische Sprache verstehen können. Es ist ja gar keine Frage, daß in diesen Verhältnissen ein großer Hemmschuh für die in letzter Zeit so oft erträumte und erstrebte panslawistische Bewegung liegt. Bedauerlich ist es, daß die schlechten Verkehrsverhältnisse zwischen den slawischen Ländern und Westeuropa so lange ein genaueres Studium in linguistischer Beziehung verhindert haben, und es ist zu hoffen, daß die künftige Gestaltung der Orientpolitik, die hoffentlich ohne europäischen Krieg in die ruhigen Bahnen der Verträge einlenken wird, ein näheres Eingehen auf die sprachlichen Verhältnisse der slawischen Völkerguppen ermöglicht, das von manchen Forschern wohl in Angriff genommen worden ist, aber eines erschöpfenden Ausbaues noch harret

Technisches.

Arbeitsleistung der neueren Lasthebemagnete. Das Bestreben der Industrie geht überall darauf hinaus, arbeitssparende Maschinen zu verwenden. Ein reiches Kapitel dafür bietet die Lastenbeförderung. Die modernen Kräne und Hebewerke entfalten eine Leistungsfähigkeit, durch welche die Errichtung der heutigen Riesenbauten eigentlich erst möglich wurde. Der Professor Vuhle von der Dresdener technischen Hochschule registriert in seinen Arbeiten regelmäßig die Fortschritte, die auf diesem Gebiete gemacht werden. In der letzten Nummer der „Welt der Technik“ veröffentlicht er über die Leistungsfähigkeit der Lasthebemagnete ein sehr interessantes Zahlenmaterial.

Das Prinzip der Lasthebemagnete besteht bekanntlich darin, daß ein schwerer Eisenklotz, der transportabel an Ketten hängt, durch den elektrischen Strom magnetisch wird. Alle Eisenstücke, die unter ihm liegen, werden von ihm angezogen und solange für den Transport festgehalten, wie der Strom geschlossen ist. Vuhle berichtet nun, daß die heutigen Magnetkrane für das Beladen von Chargiermulden bei Martindöfen 400 bis 800 Kilogramm Eisen mit jedem Hub befördern können. Bei richtiger Gleisanlage können ohne Schwierigkeit stündlich siebzig Hübe erfolgen. Etwa neben die Mulden gefallener Schrott kann leicht mit dem Magnet aufgeflesen werden, da er eine große Fernwirkung hat und Stücke bis zu 50 Kilogramm auf 1/4 Meter anzieht. Drehspäne, Schmelzeisen, Ingots, Masseln, ja sogar ganze Chargiermulden werden unterschiedslos vom Magnet ergriffen und durch den Kranführer von seinem sicheren Stand aus an beliebige Stellen gebracht. Jede Gefahr ist vollständig ausgeschlossen, da während des Beladens der Schrottplatz abgesperrt wird und niemand auf dem Platz selbst beschäftigt ist. Läßt sich ein Menschenverkehr unter dem Magnet nicht recht anschießen, wie z. B. bei Eisenlager usw., so werden Sicherheitsgreifer, Zangen, Bügel usw. angewendet, die das Herabfallen der Lasten unmöglich machen. Schienenenden und Eisenknüppel werden mit Leichtigkeit vom Magnet gehoben und zwar werden im Durchschnitt vom regellosen Hausen 855 Kilogramm mit jedem Hub erfahrt. So werden 675 Tonnen Eisen in 13 Stunden 20 Minuten verladen, ferner 32 Tonnen paletierter Schrott in 29 Minuten und 900 Kilogramm stählerne Drehspäne in 2 1/2 Minuten. Von Drahtabfällen in Ringen und ganz dünnen Weißblechabschnitten werden mit jedem Hub 300 Kilogramm genommen.

Beim Entladen läßt sich auch der kleinste Rückstand aus dem Wagen nehmen, indem man mit dem Magnet etwa in 10 Zentimeter Abstand über den Wagenboden fährt und so in kürzester Zeit alle Reste schnell aufnimmt. Bei besonders sperrigem Material nimmt der Magnet zwar durchschnittlich nur 350—400 Kilogramm, trotzdem ist auch hier der Gewinn an Löhnen und Zeit ungefähr ebenso groß wie bei großstückigem Eisen, da die Handarbeit wesentlich schwieriger ist. Glänzende Leistungen lassen sich beim Entladen von Roheisenmassen erzielen, da der Magnet von ungehobenen Häufen oder aus dem regellos beladenen Waggon mit jedem Hub sicher 750—800 Kilogramm nimmt und in einer Stunde ohne Schwierigkeit 40—50 Tonnen mit einem durch einen Mann bedienten Kran bewältigt werden können. Auch im Gießereibetriebe kann das Roheisen aus dem Gießbett sowohl wie auch aus dem Sandbett erfolgreich herausgenommen werden; der Magnet zieht Stücke bis 1800 Kilogramm empor. Das Ausheben läßt sich durch starke Fernwirkung derart ermöglichen, daß Stücke bis 400 Kilogramm auf 10 Zentimeter Entfernung aufspringen.